



## Der Telegraph.

Summernote von Otto Reinhold.  
(Nachdruck verboten.)

### I. Auf dem Bahnhofe.

Es war am 15. November 1877, als auf dem . . . er Bahnhofe zu Berlin den zur Abfahrt bereitstehenden Vormittagszüge das dritte Glockenzeichen gegeben wurde. Gleich darauf ertönte auch schon der Zugführer sein schrilles Signal über den Perron hinweg nach der Maschine zu; in demselben Augenblicke leuchtete noch ein Drosselglocken mit seinem Anhängel die Luftfahrt herauf, und ehe der Hofseifer seinen Klepper zum Stehen gebracht hatte, war der Insaße bereits herausgegrungen. Mit dunklen Kaftmantel und Studentenlabret angethan und auf dem Arme eine getigerte Reisedecke, die er, nebenbei gesagt, auf dem Boden hinter sich herhieselte, — so stürzte unser Reisender zuerst auf den Billetschalter zu, und als er denselben bereits geschlossen fand, auf den Perron hinaus, wo er gerade noch zurecht kam, um das Schauspiel zu genießen, wie sich der Zug langsam in Bewegung setzte. Die Passagiere steceten — so weit es der Raum zuließ — die Köpfe heraus; hier wurde noch ein herzlicher Gruß, dort ein Handfuß oder ein kräftiger „Handdruck“ unter erschwerenden Umständen zum Wagen herausgewechselt, rothgeweinete Abschiedsungen und lachende Spritzhaftergeister glitten langsam vorüber — dazu hauchte das Dampfgeschwebe die störrischen Athenszüge — nun noch einige wehende Zauberblätter — und der Zug verschwand hinter dem Güterboden.

Unser Reisender stand eine Weile wie auf die Stelle gebannt und betrachtete ägerlich die leeren Schienen; als er sich endlich aufrüstete, um den Streich des Schicksals mit Fassung zu ertragen, bemerkte er, daß sich der Perron geleert hatte. Mithin näherte er sich dem Wartesaal erster und zweiter Klasse und begann seinen blonden, gekräuselten Vorkopf mit der Rechten zu maltrahiren, indem er ihn fortwährend in der Mitte des Kinnes nach beiden Seiten hin abtheilte — während seine Reisedecke ungesfört den Cementboden liebkoste.

„Fatal!“ murmelte der zu spät gekommene Fahrgast vor sich hin; „gerade vor der Nase weg!“

Er wollte eben in den Wartesaal eintreten, als er plötzlich stehen blieb.

„Gewiß! Es wird das Beste sein! Ich telegraphire sofort!“

Nach entschlossenem machte er kehrt und wendete sich dem Telegraphenbureau zu.

Hier trat er zu einem der für das korrespondierende Publikum bereitgestellten Bulte und begann mit der taum brauchbaren Feder eines der Formulare auszufüllen.

Das Telegramm lautete:

„Herrn Friedland! Komme Nachmittags zwei Uhr. Adolph Lehmann.“

Das Telegramm wurde dem zur Annahme dienenden Beamten übergeben, bezahlt, und unser Reisender — das Telegramm hat uns seinen Namen verrathen — konnte noch sehen, wie seine Depesche einer der Telegraphistinnen zur Expedition übergeben wurde. Sein Gesicht verrieth dabei den Anlaß zu einem spöttischen Lächeln, und während das Lächeln zum Durchbruche kam, verließ er das Bureau.

Als er an den Fenstern vorüberschritt, an denen die „galvanischen Augentruer“ saßen, sah er, wie die junge Dame am zweiten Fenster schon emsig in das Studium seiner Depesche vertieft war.

Unser Reisender war ein ausgesprochener Damenfreund, und deshalb konnte er nicht umhin, einen flüchtigen, musterbildenden Blick über die Reihe der jungen Damen zu werfen. Dieser taube Blick war jedoch scharf genug, um dort an Jener eine zu lange, spitze Nase, an einer Anderen zu dicke Lippen, an einer Dritten eine Wille zu bemerken, und nur eine niedliche, lachende Blondine hätte sein Geschnack allenfalls gelten lassen.

Doch dieser kritische Blick war das Werk weniger Sekunden, und seine Aufmerksamkeit konzentrierte sich sofort wieder auf die vor ihm stehende.

Zimmer noch hielt sie das Telegramm in den zarten, wohlgelegten Fingern und den Kopf so darüber gebeugt, daß unter kritischer Indifferenz nur den vollen, dichten, dunkelbraunen, fast schwarzen Haarwuchs untersuchen konnte. Die Fehrer selbst konnte nicht einfacher sein. Vorn wollte das Haar ein klein wenig locken in die Stirn, ebenso rings herum. Die Masse des Haares jedoch lag in Böpfen freisförmig gewunden auf dem Hinter.

Nach alledem stand es bei unserem Reisenden fest, die junge Dame müßte auch im Besitze eines „reizenden Gesichtens“ sein.

Aber ach, wie oft trägt diese Ahnung! — Wie oft glaubt man eine Freia vor sich wandeln zu sehen, und wendet sie sich um, so ist's die böse Hella!

Endlich hob die Telegraphistin die Augen auf — und unser Reisender blickte in ein überaus liebliches Angesicht mit amuthigen Zügen und sprechenden, lebhaften Augen, die von dunkler Brauen überschattet wurden.

Jetzt sah er auch, wie die junge Dame bei seinem Anblicke stutzte, die Augen niedersinkend und heftig erröthete,

und er vergaß dabei ganz und gar, daß es im höchsten Grade unschicklich sei, das Mädchen so unangesehen zu beobachten.

Da er aber trotz dieses vorwurfsvollen Gedankens nicht von der Stelle wich, war er auch noch Zeuge, wie seine Depesche an ihren Bestimmungsort „getippt“ wurde. Nun erhob sich das Mädchen, um dem Vorsteher das Original der Depesche wieder zurückzugeben. Während sie hinging, fiel unserem Beobachter an der mittelgroßen, wohlproportionirten Figur nichts auf, als die zierliche, enge Taille — und als sie wieder zu ihrem Plage zurückkehrte, sah unser Reisender, wie über der Taille die üppige Büste ein warmes, quellendes Leben athmete, welches durch die Gluth des verlegten dreinsehenden Angesichts nur noch an unmittelbarem Reize gewann. Noch ehe die junge Dame ihren Platz wieder eingenommen, hatte unser Reisender, einer inneren Stimme folgend, das Feld geräumt und spazierte lächelnden Mundes den Perron entlang. Das Mißbehagen war verschwunden, und er schien den „verpöhten Zug“ vollständig vergessen zu haben.

Nachdem er eine Cigarette in Brand gesteckt hatte, erbarmte sich unser Reisender auch endlich einmal seiner Reisedecke, faltete sie sorgfältig zusammen und warf sie über die Schulter.

„Ein ganz passables Ding, die Brünnete!“ sagte er zu sich, während er seinen Gang fortsetzte und aus der kleinen Cigarette mächtige Rauchwolken sog, die er mit Behagen vor sich hin paffte.

Einen vorübergehenden Bahnbeamten befragte er nach dem Abgangstermine des nächsten Zuges; alsdann schlug er die entgegengesetzte Richtung ein, um aus der Noth eine Tugend zu machen, nämlich die elektromagnetischen Weichlichkeiten einer ferneren Militärinspektion zu unterwerfen.

Unser Reisender schien an feste Beschäftigung gewöhnt zu sein; denn als er jetzt den Cigarettenstummel auf die Schienen warf, begann er sofort eine Melodie aus der schönen Helena leise vor sich hin zu pfeifen. Dieses und die bequeme Ganganart des jungen Mannes ließen in demselben ein „südes Gaus“ vermuthen.

Beim Passiren der Fenster des Telegraphenbureaus bemerkte er, daß ihn die Anwesenheit desselben eilig beangapfelte; nur die hübsche Brünnete entzog ihm ihr Gesicht, indem sie den Kopf in die hohe Hand schüttelte. Dies ärgerte ihn nicht wenig, denn je öfter er seine Fensterpromenade wiederholte, desto klarer mußte er sich's eingeleben, daß er sich gerade um bereuwillen die Weine abließ.

Das erste Glockenzeichen zum Abgang des nächsten Zuges tönte über den Perron, und unser Reisender hatte noch kein Billet. Nach warf er noch einen Blick durch das Fenster nach der irrenden Brünnete, und seine Augen trafen ein tieferes Gesicht mit feinen, entschlossenen Widen. Diese erste Miene der Spöden schien unseren Reisenden so zu amüsiren, daß er laut auflachte und seinen Schritt verdoppelte, um nicht abermals einen „Posttag“ zu spät zu kommen.

Wald ertönte ein Mark und Wein durchbringender Pfiff.

— Es war der Abschiedsgruß der Locomotive.

Der Zug setzte sich langsam in Bewegung, und zu einem Coups zweiter Klasse lugt ein Kopf mit einem Studentenlabret heraus; wir erkennen noch im Abfahren unseren Reisenden wieder.

### II. Die Geschwister.

Zu der Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, befand sich in der Invalidenstraße Nr. . . . 3 Treppen an einer Thür die Visitenkarte besetzt: Woldemar Kirchberg, Arzt.

Woldemar Kirchberg hatte den Beruf seines Vaters erwählt, welcher vor einigen Jahren als Kreisphysikus in Friedheim gestorben war.

Woldemar hatte sich kümmerlich durch Gymnasium und Universität hindurchhelfen müssen, denn von zu Hause konnte er nichts beanspruchen. Fünf jüngere Geschwister waren noch daheim, und diese mit einer Rente von 900 Mark zu erziehen, das war für seine Mutter, die vordem an bessere Tage gewöhnt war, ohnehin schon ein schweres Schicksal.

Jetzt hatte er es endlich zum südtürken Armenarzte gebracht.

Seine älteste Schwester Susanne sollte sich anfangs zur Lehrerin ausbilden; Woldemar aber hatte sich für sie verwendet, um sie in ein Telegraphenbureau unterzubringen, und seine Bemühungen waren nicht erfolglos geblieben.

Jetzt wohnte er nun schon seit einem halben Jahre mit seiner Schwester Susanne zusammen, und Beide fühlten sich recht glücklich.

Sie hatten zwei zweienstrige Zimmer inne und nach dem Hofe ein einstrigiges, welches Susannes Schlafzimmer war, während der Doktor eines der Vorzimmer zu seinem Studirzimmer eingerichtet hatte, in welchem auch sein Bett stand. Eine dritte Hütte, welche von Beiden gemeinsam benutzt wurde, war mit gelichenen Möbeln ziemlich wohllich ausgestattet.

Die Dunkelheit war schon hereingebrochen, und Woldemar wartete seit einer Viertelstunde auf die Heimkehr

seiner Schwester. Unruhig durchmaß er sein Zimmer, und aus seinen Zügen leuchtete eine freudige Reue.

Endlich hörte er Tritte die Treppe heraufkommen. Ungebuldig öffnete er, und — sie war es.

„Guten Abend, Woldemar!“ grüßte das Mädchen im Vereintreten.

„Guten Abend, Susi! Ich habe eine Ueberzählung für Dich!“ entgegnete Woldemar und schloß die Thür wieder zu.

„Für mich? — Ist's was Trauriges? — Aber nein, Du lachst ja!“

„Ich habe ein Piano gekauft!“

„Du? — Du scherzest, Woldemar!“ rief Susanne, — nahm ihren Rembrandthut vom Scheitel und legte den Mantel ab.

„Ich habe sechzig Mark angekauft. Das Instrument kostet dreihundertundsechzig Mark, und morgen kommt es an!“

Unterdessen hatte sich Susanne darüber gemacht, die Lampe anzuzünden.

„Du bist kühn und unternehmend!“

„Das Uebrige zahle ich monatlich ab.“

Beim Scheine der Lampe erkennen wir sofort die schmucke Brünnete aus dem Telegraphenbureau wieder.

„Ich bin glücklich, Susi, daß ich nun endlich Deinen Lieblingssinnich erfüllen kam. Eigentlich wollte ich Dich zu Deinem Geburtstag damit überreichen; aber nun müßt Du Dir's gefallen lassen, daß das Instrument schon morgen kommt.“

Susanne wendete sich mit dem Ausdruck tiefster Innigkeit an ihren Bruder, und mit einer raschen Bewegung legte sie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihm herzlich die Wangen.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine gute Idee.

Skizze aus dem Eheleben. Von Auguste Groner.

Frau Hermine wiegt ihr rundes Baby. Es liegt in einem jener reizenden Korbwagen, die das Entzücken aller Mütter ausmachen und in welchen die luschigen Engel gar so hübsch aussehen. Mama liebt dabei einen Brief. Es ist ein anonym, boshafter Brief, wie sie deren schon einige erhalten hat und welche alle ihren Mann der Untreue zehren. Sie ist also deparat, die arme Frau, sie ist unruhig und wechselt die Farbe? Gott bewahre! Sie knirscht, während ihre Augen den Heilen folgen, von den Bonbons, die ihr Rudolf Mittags nach Hause gebracht hat. Da schlägt die Uhr, das erinnert sie an das Abendessen, daran heute ihre Freundin, die Frau Doktor Hein, teilnehmen wird. Das hätte sie fast vergessen. Sie klingelt — die Magd ercheint. „Statt der Kartoffeln geben Sie Reis zum Braten und zum Nachtsich süßen Sie Melonenschnitte.“ befiehlt die junge Hausfrau, den Geschmac des Gastes berücksichtigend. Dann lieft sie zu Ende und steckt den Brief zu sich.

Man sieht, Frau Hermine's Gemüthsruhe läßt nichts zu wünschen übrig, denn nur eine ungetriebene Menschenseele denkt an Reis und Melonenschnitte. Bald darauf kommt ihr Mann. Sie begrüßen einander härtlich; dann nimmt Rudolf eine andere Kravatte und bemerkt leichtsin, daß er heute noch in das Ministerium müße, da man wichtige Depeschen erwarte. Als vernünftige Frau schnollt Hermine auch nicht einen Augenblick darüber, daß ihr die dumme Politik heute, wie schon so manchemal, den Gatten entzieht. Sich an den Brief erinnernd, zeigt sie ihm lächelnd denselben. „Schon wieder?“ jagt er, ein wenig ägerlich und doch auch sichtlich gelangweilt von dem, was er darinnen vernimmt. „Wilst Du ihn lesen?“ Sie bewegt den Brief nedend dicht unter seiner Nase hin und her. Doch küßt er ihre niedlichen Hände und entgegnet: „Bin gar nicht neugierig darauf, was der wieder gethan hat — nur glücklich darüber, daß ich eine so kluge Frau habe.“ Weitere Härtlichkeiten werden durch die Ankunft der Frau Doktor Hein unterbrochen.

Das ist eine Frau, wie die Döfel eine Wonne ist. Kantig, spitz, nicht ohne Reiz, nur ist dieser Reiz scharf, düstlos, zum Kampfe herausfordernd, zum aussichtslosen, freublosen Kampfe. Die hübschen Frauen lieben diese Spezies ihres Geschlechtes, weil sie ihnen immer ungeschflich ist, weil sie durch ihren papprirten Geist unterhält und richtungslos alles rächt, was dem Geschlechte je widerfahren ist. Kampfeslustiger ist sie noch, als die hübschen Frauen. Diese kämpfen mit ihren Augen, mit dem Aflasthimmer ihrer Haut. Jene Frauen aber, die nicht mit den Hindungen ihrer Gestalt zu fregen vermögen, sie kämpfen mit der Spitze ihres Geistes. Der macht sie den Männern gefährlich. Sagt nicht, daß es auch nur eine ungeschfliche Frau gäbe, auch nur eine, welche aller Unschicklichkeit entbehrte. Nein, es giebt keine ungeschflichen Frauen. Freilich, wenn ein Weib ungeschflich ist, folgt daraus nicht, daß es auch klug sei; aber es trifft meist zu, denn die Natur ist gerecht.

Bei Frau Doktor Hein war sie gerecht gewesen. Diese Frau hatte ein süß-laures Gefühl, wenn sie Hermine's Gatten sah. Er war eine Zeit lang ihr Traum gewesen



und da er sie zwang, zu erwachen, wurde er der Splitter in ihrem Herzen. Wie das gekommen? Rudolf hatte der Dame vor Jahren den Hof gemacht, eine Ballnacht lang, in der ihm ihr reizender Hofasombino mit seinen weichen Faltensmücheln weit mehr ver sprach, als seine Trägerin halten konnte. Da Rudolf sie später des öfteren beim unbarmherzigen Sonnenlichte und in dem indistret anliegenden Kostüme der Tagesmode sah, fand seine Begeisterung merkwürdig zusammen und bekam endlich die Schwindsucht. Doch sein Betrachter sie dann, nämlich die Dame, viel leicht aus Liebe, vielleicht aus wissenschaftlichen oder an deren Gründen. Man weiß ja nicht immer, warum ein Mann heirathet. Jenen Abend aber, vielleicht den einzigen, an welchem sie die Art Glück genossen hatte, welches die Frauen aus den leuchtenden Augen eines Mannes an sich und das mit dem Geflüster seiner leisen Worte in ihr Ohr bringt — jenen Abend also verließ die Doktorin unsern lieben Rudolf niemals und manchmal erinnerte sie ihn in wehmüthiger Weisheit daran, daß er ihr nur wenige Stunden hatte etwas sein wollen.

Heute schien Frau Doktor Heim ein wenig erinnerungslosig zu sein und ein wenig aufgeregter. Immer war sie dies, wenn sie die Speeren nachwürzte und an ihren Arm bändern schob, die unablässig Fluchversuche unternahmen, weil ihnen entweder diese Arme nicht schmüchenswerth schienen, oder deren Bewegungen zu ungemüthlich waren. Nun, die Dame wüzte heute viel und kämpfte fortwäh rend mit den goldenen Ketten. So war sie der haltende, zitternde Gegenstand zu der gemüthlichen Hermine, die bei Tische nichts mehr liebte, als bejaulende Ruhe. Dennoch erhob sie sich mit liebevollem Eifer, als das Kinder mädchen meldete, der liebe Ubi sei nicht zur Ruhe zu bringen. Ubi — das war die unentfesselte Liebesform für Rudolf; nun in anti-etymologischen Wortbildungen leiten junge Mütter beifamlich immer Erläuterliches.

Raum war sie verschwunden, als die Doktorin an Herrn Rudolf mit eigenthümlicher Betonung die Frage richtete: „Sie haben heute im Ministerium zu thun?“ — Instänktig hatte er den Mund vollgenommen und verneigte sich nun, emsig laudend. Das hatte ihm schon manches Mal eine Verlegenheit hinweggeholfen. Er lag nicht gern. Wenn eine Verneigung eine Lüge ist, dann ist sie doch nur eine ganz kleine Lüge. Er vergaß fast, den Wissen hinabzuschlingen, da sie fortfuhr: „Bitte, ziehen Sie heute aber die Vorhänge besser zu, als den letzten Donnerstag, die Spiegelchen beim „Nöffel“ sind immer sehr klar!“ Der Hals einer historischen Prinzessin war nach Angabe ihrer Verehrer so hart, daß man den Rothwein, den sie trank, hinabgleiten sehen konnte; dieselbe Zartheit schienen Rudolf's Wangen zu besitzen, denn, da er, um Zeit zu gewinnen, einen Schindl Wirgunder nahm, färbte sich sein Gesicht um ein merkwürdiges höher. Naß aber war er ge facht. Wie konnte er auch vergehen. . . .

Er hatte keine Zeit mehr, auf die lärmende Posselei seines Vis-à-vis zu antworten, denn schon trat seine Frau ein.

Die Doktorin ist erlaucht über seine Sicherheit und über die Unbesonnenheit, die er ihr gegenüber, und über die ganz besondere Kräftigkeit, die er seiner Frau zeigt. Über freilich, das ist ein Grund mehr, ihn zu misstrauen. Wenn ein Mann von Geschmack seine Frau betriegt, dann ist er immer arth gegen sie. Die Nachlässigen sind fast ausnahmslos treu. Rudolf war gegangen, die Damen ziehen sich in den Salon zurück. Die Doktorin ist sehr heiter. Sie ist immer heiter, wenn sie vor hat, Unfrieden zu stiften. Sie hält sich heute mit Klantelen gar nicht auf, sondern kommt gleich mit schwerem Gefühle. Sie erzählt von alsmu vertrauensseligen Frauen und von dem Raffinement der Eheherren. Dann wirft sie die Frage auf, ob denn Hermine gar nicht eifersüchtig sei. Diese schüttelt lächelnd den Kopf und streift ruhig an einem winzigen Strampfe weiter.

„Du warst es aber doch als Braut im hohen Grade!“ boht die Doktorin ihre Mine weiter und die junge Frau giebt es zu, und um die Bemerkungen der guten Freundin abzuweichen, reicht sie ihr den Brief und sagt mit Ueberlegenheit: „Sieh, ob ich noch eifersüchtig bin!“

Die Doktorin liest — sie ist fast harter vor Staunen darüber, daß die Andere nicht starr vor Wuth ist. „Aber erkläre mir doch!“ sagte sie, wirr über alle Unbegreiflich keiten, die sie eben sieht, und Hermine erklärt ihr. Da wird der Doktorin Rätheln immer spöttischer und schnei dend.

Es wirkt jetzt wie ein Rasirmesser und in der That, es schneidet ein wenig in die Ruhe der jungen Frau ein. Die Damen werden in ihrem intimen Gespräch durch die Ankunft des Doktors gestört. Er kommt, seine Frau abzuholen.

Rudolf denkt in der That nicht daran, in das Mi nisterium zu gehen. Er lenkt seine Schritte über die Glasboothbrücke und befindet sich bald darauf im Kreise alter Freunde. Man will nichts weiter, als sich zuweilen sehen und in heiterem ungebundenem Gespräch die zer streuten. Es ist schon einmal so — der gemüthlichste Salon, das reizendste Speisezimmer entbehrt für einen Ehemann, der bis an die dreißig Junggeheile war, aus einem gewissen Reizes, der nur im gepolsterten Wohnstube unter den gewohnten Gefächern zu finden ist. Aus diesem und aus einem andern Grunde sah Rudolf seine Freunde lieber auswärts als bei sich daheim — der andere Grund be stand darin, daß einige von ihnen ein bißchen gar zu ungernt für seine Frau schwärmten.

Heute hatte man sich auf seinen Vorrichd in eines der Chambrés séparées beim „Nöffel“ zurückgezogen. Nach dem die wichtigsten Unmüthigkeiten des Tages besprochen waren, frag einer der später angekommenen Herren, wo man heute so geheimnißvoll thäte, da es doch wahrlich nicht dafür stünde, eines Glases Bier wegen sich wie

Verliebte oder Verächter von andern Leuten abzuju den. Rudolf wurde ein wenig verlegen. Aber es half nichts, er mußte beichten. Er begann mit einem Blick auf seinen Nachbar Hermann. „Ihr wißt vielleicht, daß alle Bräute eifersüchtig sind. Auch Hermine war es, da ich um sie ward. Mit Schreden erkannte ich diesen Fehler und suchte nach Mitteln, ihn zu heilen.“

Unser genialer Freund Hermann schlug ein ganz vor treffliches Mittel vor, nämlich Verdacht erzeugen und ihn entkräften; das verwirrt und macht müde, auf Wegen weiter zu gehen, die sich immer als falsch erweisen. Er war der Verfasser mehrerer Briefe, die successive an Her mine abgehandelt wurden; auch jetzt erhält sie noch zu weilen derlei — darinnen ist irgend eine Treulosigkeit angeklagt werde, wohlweislich eine Schandthat zu einer Zeit begangen, für welche ich ein Alibi nachzuweisen ver mag. Zuerst war sie unglücklich und ich führte Beweise — jetzt glaubt sie schon längst — was Hermann und ich klug zu verbreiten wußten — daß ich einen — Doppelgänger habe und den läßt sie ruhig thun, was er mag.“

Ein Sturm begeisterter Ausrufe folgte dieser Erklä rung. Nachdem sich die innige Herzensfreude der Herren gelegt hatte, fuhr Rudolf fort: „Und nun den Grund, warum wir hier sind. Bei unserer letzten Zusammenkunft sah mich Frau Doktor Heim und ich wollte heute nicht wieder von ihr erlarmt werden. Ich habe ich natürlich nichts gefunden, meiner Frau heute alles zu sagen, würde ich nicht einen Augenblick anfehen, denn sie ist mit der Eiferjucht fertig — nicht so ich — dies auch der Grund, weshalb ich Euch lieber hier, als bei mir daheim sehe.“

Neues Gelächter auf dieses offene Bekenntniß — dann erhob man sich, um auf die großartige Erfindung des „Doppelgängers“ anzuziehen — in diesem Augenblicke wurde die Portiere, hinter der längst die Thüre geöffnet worden war, zurückgeschoben. Doktor Heim und Gemahlin standen auf der Schwelle, vor ihnen aber war Hermine eingetreten, die viel zu rosig und heiter aus sah, als daß die effektvollen Gebärden verklärten Erläuterung und un angenehmen Betretens des Verfalls der Trübseligkeit nicht sehr bald angenehmerer Neußerungen gewichen wäre. Der gute Hermann hat sich zuerst geäußert — er eilte der jungen Frau entgegen, um sie zu ihrem Gatten zu führen. Noch stand man aber mit den Gläsern in der Hand da, so rasch war Alles gekommen — als Hermine lächelnd sagte: „Erlauben Sie, meine Herren, daß auch wir auf Ihre Idee antworten — auf diese Idee, die so ausgezeich net ist, daß sie mir der weitesten Verbreitung würdig er scheint. Prost! . . .“

### Ueber die Erziehungsfrage.

In einem an leitender Stelle befindlichen Artikel über die Erziehungsfrage führt das amtliche „Dresdener Jour nal“ Folgendes aus:

Der Schwerpunkt aller Erziehung liegt nach unserer Ansicht in der allerersten Periode des menschlichen Lebens vor der Schulspflichtigkeit und demgemäß ist der allererste und wichtigste Erzieher des Menschengeeschlechtes weder Vater, noch Lehrer, sondern die Mutter. Und daraus schließen wir wieder, daß die wohlhabende oder reiche Frau, die ihrer Kinderstube den Rücken dreht, um in Ge sellschaft oder das Theater zu gehen, die ihre Kinder rohen, ungebildeten, jähsornigen Diensthöten überläßt, sich nicht nur an ihren Kindern, sondern an der mensch lichen Gesellschaft veründigt. Sie vernachlässigt ihre allererste Pflicht als Familienglied und Bürgerin und anstatt galanter Huldigungen in der Herrenwelt müßte sie auf emste Mißbilligung und Mißachtung stoßen. Die arme Frau aber, die nicht der Rang nach Vergnügungen, sondern die bittere Nothwendigkeit, Brod zu schaffen für ihre Kinder, aus der Kinderstube treibt, ist an der Aus übung ihrer wichtigsten Pflicht gehindert und hier ist der Hebel Nr. 1 für werthigste Sozialreform anzusetzen. Wir wissen wohl, es wird praktisch ebenso un durchführbar sein, allen verheiratheten Frauen und Müttern die Mittel, am heimlichen Herde ihren Erziehungspflichten nachzukommen, zu gewähren, so wenig wie es möglich ist, die Armut aus der Welt zu schaffen. Wir wissen aber auch, daß trotzdem jener Zustand als die ideale Norm hingestellt werden muß, dem möglichst nahe zu kommen die Aufgabe uneres Strebens ist. Wer auch nur einer Arbeiterfrau, die kleine Kinder hat, Gelegenheit giebt, anstatt außer dem Hause, daheim ihre Arbeit zu verrichten, arbeitet mit an der Erziehung des Menschengeeschlechtes, und wer eine Mutter darüber belehrt, welche hohe und ernste Pflichten sie an ihrem kleinen Kinde erfüllen kann und muß, thut für die Allgemeinheit mehr, als der gelehrteste Professor mit dem schönsten Vortrage vor dem elegantesten Damen auditorium der Residenz.

Freilich, unsere Mütter sind noch weit davon entfernt, selbst Idealmenchen zu sein und demgemäß Idealmenchen zu erziehen, aber trotzdem sind und bleiben sie die geeig netsten Erziehenden, weil die Natur ihnen in's Herz den mächtigsten aller Triebe, die Mutterliebe, gelegt hat, und aus dem Geiste der Liebe heraus wird alle wahre Er ziehung geboren.

Es wird Manchem aufgefallen sein, daß wir bis dahin wenig oder gar nicht vom Vater gesprochen haben. Wir glauben wirklich, daß die Mitwirkung des Vaters bei der ersten und nach unserer Meinung maßgebenden Periode der Erziehung sehr in den Hintergrund tritt und erst später, wenn das Kind in die Schule und das Leben eingetreten ist, maßgebende Wichtigkeit erlangt. Nicht durch einseitige Strenge und barbarische Strafmittel — die Abstrafungstheorie hat auch in der Erziehung wenig Erfolg — sondern durch den Ernst und die Würde seiner männlichen Erziehung und durch sei Beispiel. Ja, das

Beispiel! So wie der Mensch einmal geartet ist, wirken Gewöhnung und Beispiel hunderte Male mehr auf ihn, als die strengste Zucht und die thranendestinsten Ermahnungen. Jeder Vater, der fleißig, froh und mühevoll seiner Arbeit obliegt, in Handel und Wandel gerade Bahnen geht und dabei ruhig und besonnen seinen Kindern gegenübersteht, ist ein vollendeter Erzieher, auch wenn er um die Einzel heiten der Erziehung sich wenig kümmert und von Pädago gogik nicht einmal den Namen kennt. Und wenn seine Kinder sehen, wie er geachtet und geehrt in der Welt steht, wie seine Stellung noch so beschiden sein, so werden auch sie ihn achten und ehren und die Liebe zum Guten wird durch sein Beispiel besser in sie gepflanzt, als durch die schönsten Moralpredigten eines Vaters, dessen Wandel nicht mit seinen Worten übereinstimmt. Das ist eine Er ziehungsaufgabe, an der jeder Vater zu seinem eigenen, seiner Kinder und der Welt Frommen mitarbeiten kann, und er leistet damit eine stille, aber darum nicht minder verbienliche Bürgerpflicht.

Wir können uns Eitlichkeit nicht ohne Religion denken. Wo Vater und Mutter im Hause nur einigermaßen dem Bilde entsprechen, das wir von ihnen als Ideal entworfen haben, werden sie den religiösen Gedanken bei der Kinderer ziehung nicht vergehen oder vernachlässigen. Derlei ist nicht an ein bestimmtes Dogma gebunden; jedes Be stimmte ist geeignet, den idealen Schöpfung der jugendlichen Seele zu geben, der sie über Schmutz und Gemeinheit hinwegträgt und unbedeckt aus ihrer Verhüllung hervorzu bringen läßt. In der Hand der Familie liegt es vornehmlich, in unserer Jugend den schönen Idealismus wieder zu erwecken, den wir so schmerzlich an ihr vermissen. Am heimlichen Herde wird die heilige Flamme benahrt und genährt, von der ein Funke im Herzen jedes Bürgers glühen muß, soll es wohl um den Staat stehen. An der Religion entzündet sich der Patriotismus.

### Mannigfaltiges.

#### Säcular- und Semifamilientage.

Januar 1886.

15. Januar 1736. Geb. zu Morangen (Preußen) J. G. Willamov, deutscher Dichter, zuletzt in Petersburg, gest. 21. Mai 1777.
19. Januar 1736. Geb. zu Greenod (Schottland) James Watt, Instrumentenmacher u., der bekannte Verbesserer der Dampfmaschine, gest. 25. August 1819 bei Birmingham.
23. (al. 22.) Januar 1736. Gründung von Knechtling, Knippenbolding und Johann von Leiden, den Führern der Münster'schen Wiedererweckungsbewegung, zu Münster i. W.
23. (al. 20.) Januar 1686. Geb. in Melb Th. St. Baron von Neuburg, vormaliger Abenteuerer, eine Zeit lang König von Korsika, gest. 11. Dez. 1756 in London.
25. Januar 1736. Geboren in Turin J. L. Lagrange, großer Mathematiker u., wicte in Turin, Berlin, Paris, gest. 10. April 1813.
26. Januar 1786. Gest. in Berlin S. A. von Zieten, der gefürchtete Kriegergeneral Friedrichs II., geb. 18. Mai 1699 in Wultrau.
30. Januar 1736. Geb. zu Arnheim bei Würzburg M. J. Schmidt, deutscher Geschichtsdreier, zuletzt an der Spitze des Staatsarchivs in Wien, hervorgegangen durch seine Geschichte der Deutschen, gest. 1. Nov. 1794.
31. Januar 1686. Geboren in Norwegen Hans Geed, erster christlicher Missionar Grönlands (1721—1787), gest. 5. Nov. 1758.

#### „Keine Blumen, keine Mütter.“

Der Schmitter gleicht dem blätterreichen Baum, Der Wärrern findet die Frucht seinen Stamm. Und vier viele Worte im Munde hat, Der findet vor Worten nicht Zeit für die That. Johanna Feilmann.

Frei in unendlicher Kraft umflosse der Wille das Schicksal, Aber zum Nächsten zunächst greue bedächig die That. Franz Grillparzer.

Gedenke, daß du schuldig bist Den Armen, die nichts haben, Und deren Recht gleich deinem ist In allen Erdengängen. Wenn jemals auch zu dir des Lebens Gefegnet gold'ne Ströme gefü, Laß nicht auf deinen Fich vergehens Den Sungen durch's Fenster leu; Verschende nicht die wilde Traube, Laß hinter dir noch Wehen sein! Und nimn dem Weinstock nicht die letzte Traube. Hermann Lingg.

#### Silben-Aufgabe von Julius Leiter.

Ans nachstehenden Silben sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuch staben, von unten nach oben gelesen, Worte nennen, vor denen man sehr auf der Hut sein muß: a, har, hin, chi, de, du, e, e, e, ge, kor, kus, lar, lau, li, lu, luc, na, nä, nen, non, org, ot, pi, ru, ta, ti, un, wa, werth, za, zo.

1. Geler Felsbat. 2. Weislicher Borname. 3. Männlicher Borname. 4. Insektengruppe im Jonischen Meer. 5. Englischer Biolog. 6. Englische Familie. 7. Weisheit. 8. Raubthier. 9. Nymphen. 10. Geolog. 11. Schüler des Pythagoras. 12. Orichart.

#### Charade.

Arm noch an Gut und Gold, Sah ich ein Weib gar hold, Blatte ihr feizend nach, Wie meine Lippe sprach: „Recht! mir die Geite nicht, Hört Du die Zweite nicht, Für mich zum Ganzen dich Mach' ich dann fiesichtig!“

#### Lösungen aus Nr. 1.

1. Charade: Weisfchmerz. — 2. Silben-Aufgabe: Urech, Palomud, Wetero, Ephram, Kom, Serat, Ohio, Falsch, Anomad. (Unberochst kommt oft.)

#### Correspondenzen.

Marie Fröhen. Dankend erhalten. C. S. Louis G. W. Fischer 1 richtig; F. Weber, Johanne Eichel in W., Robert Weidmann, Louise Raubenschach, in S., Selma B., S. Zimmer, Carl Wilmshorst 2 richtig.

Beantwortung redigirt von Julius Mandel. — Bildliche Aufgabe redigirt (R. Rietzmann) in Galle.